

KATE PENROSE

Nachts schweigt das Meer

Ein Krimi auf den Scilly Inseln



FISCHER

Kate Penrose

Nachts schweigt das Meer

Ein Krimi vor der Küste Cornwalls

Aus dem Englischen
von Birgit Schmitz

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Detective Inspector Ben Kitto wollte bei seiner Rückkehr auf die Scilly-Inseln eigentlich nur eines: zur Ruhe kommen. Seinem Onkel beim Bootsbau helfen, sich vom Inselwind den Kopf freipusten und London hinter sich lassen. Soweit der Plan. Doch bereits bei der Ankunft auf seiner Heimatinsel Bryher wird die 16-jährige Laura Trescothick vermisst und kurz darauf ermordet aufgefunden. Ben meldet sich freiwillig, die Ermittlungen zu übernehmen, aber bald hat er mehr Verdächtige, als ihm lieb ist. Darunter auch Menschen, die er sein Leben lang kennt und die ihm viel bedeuten. Denn in der kleinen Inselgemeinschaft auf Bryher gibt es dunkle Geheimnisse. Und der Täter kann jederzeit erneut zuschlagen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Kate Penrose kennt die Scilly-Inseln vor der Küste Cornwalls wie ihre Westentasche. Seit Kindertagen verbringt sie fast jeden Sommer dort und ist jedes Mal aufs Neue fasziniert von dem atemberaubenden Naturparadies. Die Idee für eine Krimiserie mit diesem einzigartigen Schauplatz kam ihr spontan bei einem Restaurantbesuch, und aus ein paar hastig hingekritzelter Stichworten auf der Speisekarte wurde einige Monate später der erste Insel-Krimi. Kate Penrose, die auch unter dem Namen Kate Rhodes schreibt, lebt mit ihrem Mann, dem Autor David Pescod, in Cambridge am Ufer des River Cam.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Hell Bay«
bei Simon & Schuster UK Ltd, London
Copyright © 2018 by Kate Rhodes

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main
Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: www.buerosued.de

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen Darstellungen
des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-490923-3

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

[Karte]

[Widmung]

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

54. Kapitel

55. Kapitel

56. Kapitel

Dank

[Leseprobe Band 2]

[Prolog]

1. Kapitel

[Newsletter]

Bryher



Bryher ist die kleinste der fünf bewohnten Scilly-Inseln. Sie ist ungefähr zweieinhalb Kilometer lang und misst an ihrer breitesten Stelle achthundert Meter. Die Insel hat achtundneunzig Bewohner, von denen die meisten vom Fischfang und Bootsbau leben und im Sommer zudem von den Touristen, die das Hotel, den Insel-Pub und den Campingplatz bevölkern.

Die Scilly-Inseln



Scilly-Inseln vor Cornwall



*Für meine Mutter Wendy Rhodes,
eine großartige Englischlehrerin, die mir das Lesen
beigebracht und meine Leidenschaft
für Bücher geweckt hat.*

Laura stiehlt sich aus dem Bett, während der Rest der Insel noch im Schlaf liegt. Um sechs Uhr steht sie in der Küche, starrt in die spätwinterliche Dunkelheit hinaus und stopft sich Toast in den Mund. Als sie das Cottage verlässt, schlägt ihr der Nordwind ins Gesicht und bläst ihre blonden Haare über die Schultern nach hinten. Sie hat ihre ganzen sechzehn Lebensjahre hier verbracht und braucht nur einmal kurz zum Himmel hochzuschauen, um zu wissen, wie das Wetter wird. Über dem Gweal Hill taucht ein pinkfarbener Streifen auf. Laura erklimmt den schroffen Hang und achtet darauf, dass das Farnkraut und die rauen Gräser ihr nicht die Strumpfhose zerreißen. Der Duft des Salzwassers hellt ihre Stimmung sofort auf. Als sie klein war, hat ihre Mutter sie Wasserratte genannt, weil sie lieber in den Wellen geplanscht hat, als an Land herumzulaufen. Der Ausblick von der Hügelkuppe erstreckt sich in endlose Ferne: dreitausend Kilometer Meer und schaumgekrönte Wellen, so weit das Auge reicht. Sie öffnet den Mund, um das Salz zu schmecken und frische Luft einzusaugen, während unten riesige Brecher den Strand überspülen. Bald wird sie sich von hier verabschieden, nur noch ein Sommer auf der Insel, dann kann sie die Flügel spreizen. Im August werden sie Partys feiern und am Strand tanzen, trunken vor Erleichterung, die Heimat hinter sich lassen zu können. Aber jetzt muss sie sich erst einmal auf die anstehende Aufgabe konzentrieren.

Sie holt die Taschenlampe aus ihrem Versteck unter einem Felsen, doch als sie auf die Bucht dreißig Meter unter ihr hinabschaut, ist die Brandung zu gefährlich für anlandende

Boote. Mächtige Sturzwellen rollen heran und ziehen sich wieder zurück; so laut wie Applaus kracht das Wasser gegen den Granit. Erst als Laura sich umdreht, löst sich eine Gestalt aus dem Halbdunkel. Dieses Lächeln kennt sie gut. Sie erwidert es und lächelt noch, als ein plötzlicher Schmerz ihre Brust durchzuckt. Die Taschenlampe gleitet ihr aus der Hand. Sie streckt die Arme aus, greift aber ins Leere, fällt nach hinten. Nicht das Meer ist das Letzte, was sie sieht, sondern die dunkle Insel, auf der sie zur Welt kam. Deren gezackte Silhouette gräbt sich vier Sekunden später, als ihr Kopf wie eine dünne Eierschale an den Felsen zerschmettert, in ihre Netzhaut ein. Die Strömung zerrt sie weg, ihre langen Haare wirbeln durchs Wasser. Der Tag bricht an. Ihr Körper dreht sich mit jeder Welle. Der Mörder beobachtet sie vom Rand des Kliffs aus und findet, dass sie tot noch schöner ist als lebendig. Aus der Ferne könnte man fast meinen, sie wäre Meerjungfrau.

1

Ich bin nicht in der besten Verfassung, als das Taxi mich am Kai von Penzance absetzt. Meine Kopfschmerzen sind im Nachtzug von London nach Cornwall mit mir gereist. Ich habe mein Gesicht in kaltes Wasser getaucht, eine Handvoll Nurofen geschluckt und ein englisches Frühstück gegessen, aber noch immer sehe ich dieses Flimmern vor den Augen. Die Meeresluft ist eisig; kaum zu glauben, dass heute der erste März ist und in wenigen Wochen der Frühling beginnt. Shadow wirft mir einen bösen Blick zu, als ich Rucksack, Kamera- und Reisetasche fallen lasse und auf eine Bank sinke. Der Hund, den ich vor sechs Wochen geerbt habe, macht ausnahmsweise keine Mätzchen, er setzt sich einfach nur hin und lässt die Zunge aus dem Maul hängen. In meiner Tasche steckt ein Ticket nach St. Mary's, aber die Neun-Uhr-Fähre ist noch nicht da, was mich nicht weiter überrascht. Auch wenn ich früher von der Schule auf dem Festland nach Hause wollte, war der Fährverkehr zu den Scilly-Inseln häufig wegen Stürmen unterbrochen. Seither hat meine Familie sich in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Nur Onkel Ray, der für sein ausdauerndes Schweigen bekannt ist, lebt noch auf Bryher. Als Jugendlicher habe ich meine Sommer in seinem kleinen Bootsbaubetrieb verbracht, aber

irgendwann wurden die Verlockungen des Festlands zu groß, um ihnen zu widerstehen. Ich kann noch immer nicht so recht glauben, dass ich wirklich auf dem Weg nach Hause bin. Es gibt keinen speziellen Grund dafür außer den offensichtlichen: dass ich in einer Krise stecke. Die Ruhe der Inseln wird mir helfen, eine Entscheidung zu treffen, die mein ganzes Leben verändern könnte.

Der Hafen von Penzance sieht noch genauso aus wie in meiner Kindheit. Die helle Kirche wacht über die Stadt, deren Silhouette sie prägt. Die sichelförmige Kaimauer aus Kalkstein bietet den Flutwellen die Stirn. Pastellfarbene Fischerhäuschen, kleine Boote schaukeln im Licht der anbrechenden Morgendämmerung auf dem Wasser. Dieser Ort ist immer noch wahnsinnig schön. Man muss schon aus der Gegend sein, um zu wissen, dass das Leben in Cornwall härter ist, als es den Anschein hat. Wenn die Fremden im Winter abziehen, ist es hier schlagartig wie ausgestorben. Um diese Jahreszeit sind nur noch die Hummerfischer zugange, die ihre Körbe für den ersten Fang der Saison herrichten. In der Ferne sieht man die Rauchfahne der näher kommenden Fähre, die mich zur Insel St. Mary's bringt, der vorletzten Etappe auf meiner Heimreise nach Bryher. Ich kann nur hoffen, dass niemand an Bord geht, den ich kenne. Bei der Vorstellung, Konversation machen zu müssen, bekomme ich gleich noch schlimmere Kopfschmerzen. Die *Scillonian* trifft mit einer halben Stunde Verspätung ein, und meine erste Anlaufstelle ist nicht das überfüllte Café, sondern die Bar. Eine brünette Jugendliche in kirschroter

Uniform poliert den Tresen, zeigt aber nicht die Spur eines Lächelns, als ich Kaffee bestelle.

»Ich darf Sie erst in einer Stunde bedienen, tut mir leid.«

Ich zücke meinen Dienstausweis. »Kein Problem, ich verhafte Sie nicht.«

Ihr fällt die Kinnlade runter. »Sie sind nie im Leben ein Bulle.«

»Doch, das können Sie glauben.«

Aber ich verstehe schon, warum sie es nicht tut. Ich habe so lange undercover gearbeitet, dass mir die Anonymität in Fleisch und Blut übergegangen ist. Der Spiegel hinter dem Tresen zeigt einen Riesen mit schlurfendem Gang, einem blauschwarzen Bart und tiefliegenden schlammgrünen Augen. Das junge Mädchen liest verblüfft die Angaben hinten auf meinem Ausweis.

»Detective Inspector Benesek Kitto, vierunddreißig, Polizei London. Das ist ein Name von den Inseln, oder?«

»Ja, ich bin hier aufgewachsen.«

»Und was ist das für eine Hunderasse?«

»Tschechoslowakischer Wolfshund.«

»Schönes Fell hat er. Wie heißt er denn?«

»Shadow.«

Sie schaut mich nachdenklich an. »Versprechen Sie, niemandem zu verraten, dass ich zu früh aufgemacht habe?«

»Großes Indianerehrenwort!«

Als sie mit einer Schüssel Wasser hinter dem Tresen hervorkommt, wedelt Shadow schamlos mit dem Schwanz; er

giert nach weiblicher Zuwendung. Ich ziehe mich an einen Fensterplatz zurück und trinke einen starken schwarzen Kaffee in der Hoffnung, dass er meine Migräne vertreibt. Danach gehe ich an Deck, der Hund immer dicht hinter mir. Die See ist rau, als wir Land's End passieren; das Wasser wälzt sich hin und her wie ein ruhelos Schlafender, der es nicht erwarten kann, die Last der Nacht abzuwerfen. Ich vermisse mein Londoner Leben schon jetzt: die coole Wohnung in Hammersmith, mein Retro-Bike, das in der Garage verstaubt, Kumpel, mit denen ich samstags um die Häuser ziehe, ohne dass sie Fragen stellen.

Während die Fähre ihrem Ziel entgegentuckert, pendle ich zwischen Deck und Bar hin und her. Die Reise scheint kein Ende zu nehmen. Wenn ich in dem mitgebrachten Steinbeck-Roman lese, verschlimmert das die Kopfschmerzen nur, darum starre ich durchs Fenster auf die immer größer werdenden Wellen. Am Mittag legt die *Scillonian* im Hafen von St. Mary's an. Die Insel ist eine kleinere Ausgabe von Penzance: Fischkutter liegen bei Ebbe auf dem Sand, terrassenförmige graue Häuserreihen ziehen sich vom Meer aus die Hügel hinauf. Trotz der vielen frischen Luft um mich herum empfinde ich die Enge schon jetzt als erstickend. St. Mary's ist wie eine Rückkehr in die fünfziger Jahre, die Autos zuckeln im Schneckentempo über die Küstenstraße. Aber verglichen mit dem Ort, zu dem ich fahre, ist dieser hier geradezu eine Metropole. Früher hat es mich amüsiert, dass die Inseln dem Königshaus gehören. Charles und Camilla würde es im Traum nicht einfallen, Bryher zu besuchen, auch wenn ihre Vorfahren

die Insel für wenig Geld erworben haben. Weil Shadow um Futter winselt, schleppe ich mein Gepäck zum Warteraum und mache mich auf die Suche nach Hundekuchen. Als ich ihm dann das Trockenfutter in der offenen Hand hinhalte, schaut er mich nur desinteressiert an.

»Friss oder stirb«, sage ich.

Er wirft mir einen tödlichen Blick zu, bevor er die Pellets verputzt. Wenn er könnte, würde er, ohne zu zögern, auf den ersten Zug zurück nach Hammersmith aufspringen. Eine Handvoll Hundekuchen frisst er noch, dann wendet er angewidert den Kopf ab.

Der junge Mann im Fahrkartenbüro will mir kein Ticket verkaufen. Die Überfahrt nach Tresco ist wegen des starken Seegangs offenbar so gefährlich, dass die Fähre vielleicht gar nicht kommt; seit vierundzwanzig Stunden hat kein Schiff mehr von den kleineren Inseln abgelegt. Ich setze mich neben der Hafenmauer auf den Boden. Gegen zwei Uhr lassen die Kopfschmerzen nach, die Schraubzwinge um meinen Schädel lockert sich Stück für Stück. Als die *Bryher Maid* auftaucht, ist die See wie aufgepeitscht, das Wasser scheint zu brodeln. Ich weiß nicht, ob ich erleichtert sein oder mich fürchten soll, als das Boot den Hafen schließlich verlässt. Doch nicht die Fahrt bereitet mir Sorgen; nach so vielen Stunden auf dem Atlantik bin ich immun gegen die Seekrankheit. Es ist der Gedanke anzukommen, bei dem mir erneut kalter Schweiß ausbricht.

Der Skipper grüßt mich mit einem kurzen Nicken. Arthur Penwithick begegnet allen, die von der Insel weggezogen sind,

mit Skepsis. Er benutzt noch immer das olle Jetboot, das mein Onkel ihm vor zwanzig Jahren gebaut hat und das für fünfzehn Fahrgäste zugelassen ist. Arthur muss inzwischen auf die sechzig zugehen. An seinem Erscheinungsbild hat sich seit meiner Kindheit nichts verändert: Er trägt stets gelbes Ölzeug, unter der Kappe, die er niemals absetzt, lugen krause braune Haare hervor, und er hat vorstehende Hasenzähne. Nachdem wir losgefahren sind, unterhält er sich grummelnd mit mir. Es war ein harter Winter auf der Insel, sagt er; nur eine Handvoll Touristen sind im Hotel, und vereinzelte Dauergäste haben Ferienhäuschen gemietet. Arthurs Miene entspannt sich, als Bryher in Sicht kommt – ein graues Stück Land von weniger als drei Kilometern Länge, das allem ausgesetzt ist, was der Atlantik ihm entgeschleudert. Langsam verwandelt es sich in eine Reihe von schwarzen Felsbrocken. Von hier aus betrachtet versteht man, warum der Name Bryher »der hügelige Ort« bedeutet; der steile Hang des Shipman Head Down überschattet die einzige Ortschaft der Insel. Als ich einen Blick zurück in Richtung Festland werfe, beugt sich eine Passagierin über die Reling; entweder betrachtet sie das Kielwasser, oder sie versucht, ihr Mittagessen bei sich zu behalten. Der Hund hat auch zu kämpfen; am ganzen Körper zitternd, versucht er, auf dem schwankenden Schiff die Balance zu halten.

Auf Tresco gehen alle anderen von Bord, nur Arthur und ich überqueren noch den Sund nach Bryher. Seit Monaten träume ich von dieser Insel, sehne ich mich danach, ihre salzige Luft zu

atmen. Aber das Reich meiner Kindheit sieht kleiner aus als in meiner Erinnerung. Vor mir erspähe ich die kleine Bootswerft meines Onkels, die Türen zur Werkstatt sind weitgeöffnet, und daneben steht das schmale Haus des Fährmanns. Hundert Meter weiter nördlich befindet sich, ebenfalls in Strandnähe, der Inselladen, der zugleich als Postamt dient: ein freistehendes Cottage aus Naturstein, dessen weißer Farbanstrich vor kurzem erneuert wurde. »Moorcroft Stores« steht in roter Schrift über dem Eingang. Hinter diesem Gebäude erstreckt sich eine lückenlos sattgrüne Fläche mit dem Gweal Hill in der Ferne. Die Fähre legt an dem Kai an, der für kleine Schiffe und Fischereifahrzeuge vorgesehen ist. Wenn jemals ein Millionär mit seiner Yacht hier landen wollte, hätte er Pech; der Anlegesteg wäre bei weitem zu kurz. Bryhers vertrauter Geruch nach Schiffsdiesel, Fischgestank und Holzrauch schlägt mir entgegen, noch bevor ich einen Fuß an Land gesetzt habe.

Mein Onkel wartet am Strand, aufrecht und mit wachem Blick. Ray ist dünner als beim letzten Mal, sein dichtes Haar weißer, das Gesicht so knochig, dass es aussieht wie aus Metall gegossen. Sonne und Salzluft haben seine Haut in Schmirgelpapier verwandelt; seine Wange streift meine, als er ungelenk einen Arm um mich legt. Während ich meine Taschen abstelle, findet er langsam auch sein Lächeln wieder. Der Hund springt aufgeregt über die Kiesel. Falls Ray wegen meines schlechten Zustands oder des großen Wolfshunds in meinem Schlepptau beunruhigt ist, verbirgt er es gut. Als sich die Stille zwischen uns in die Länge zieht, blicke ich mich um; die

Ostküste der Insel taucht noch immer ihre langen Finger aus Granit ins Meer. Ich könnte Ray erzählen, warum ich hier bin, aber ich möchte heute kein Mitgefühl. Jemand, der mir hilft, meine Sachen zum Haus meiner Eltern zu tragen, und ein schneller Abschied sind alles, was ich brauche. Schließlich bricht mein Onkel das Schweigen.

»Bleibst du länger, Ben?«

Ich zucke mit den Schultern. »Einen Monat, vielleicht zwei.«

»So lange kommen die bei der Arbeit ohne dich aus?«

»Hab noch Resturlaub.«

Er schaut skeptisch drein, sagt aber nichts dazu. Stattdessen wirft er sich lässig meinen Rucksack über die Schulter, obwohl der sicher dreißig Kilo wiegt, und setzt sich in Bewegung. Mein Vater hat mich und meinen Bruder immer genauso begrüßt – erfreut, aber wortlos – und jeden Freitagabend unsere Seesäcke nach Hause geschleppt. Die Stille erlaubt es mir, die Landschaft mit allen meinen Sinnen aufzunehmen. Möwen segeln über den Shipman Head, während wir die Inselmitte queren, um zum Haus meiner Kindheit zu gelangen. Wir rutschen über den regennassen Boden, doch selbst wenn man gemächlich geht, dauert es hier nie lange, bis man sein Ziel erreicht. Die Insel Bryher misst an ihrer breitesten Stelle einen knappen Kilometer, und schnell kommt man ohnehin nicht vorwärts, denn es gibt weder Autos noch Motorräder, nur ein Netz aus Wegen, die von Kaninchenlöchern durchsetzt sind.

»Schlechtes Wetter«, bemerkt Ray. »Ein Mädchen wird schon den ganzen Tag vermisst.«

»Wer denn?«

»Die ältere von den Trescothick-Töchtern.«

Jenna und Matt Trescothick sind in der Schule zwei Jahre über mir gewesen. Er war der Kapitän der Fußballmannschaft, die sich aus Spielern von den fünf Inseln zusammensetzte, und sie die Maikönigin. Wenn ich sie im Sommer mit ihren Freunden beim Surfen beobachtet habe, wurde ich jedes Mal von einer Art Heldenverehrung ergriffen. Sie waren braungebrannt, gutaussehend und unglaublich cool; das Traumpaar der Insel. Als sie mit achtzehn geheiratet haben, sind alle erschienen, um Konfetti zu werfen und ihnen beim Start in ein glückliches Leben zuzuschauen. Ihre ältere Tochter habe ich letzten Sommer bei einem großen Lagerfeuer am Strand gesehen, eine hübsche blonde Jugendliche mit einem ansteckenden Lächeln; aber sogar an einem so kleinen Ort wie diesem machen Kinder ihren Eltern das Leben schwer. Einmal ging mir meine Mum mit ihrem Gemecker derartig auf die Nerven, dass ich mich ein ganzes Wochenende lang in der Scheune eines Freundes versteckt habe, bis alle glaubten, ich wäre nachts beim Schwimmen im Meer ertrunken.

Wir kommen durch das Dörfchen im Zentrum der Insel. Es liegt in einer Senke und besteht aus zwei Dutzend Natursteinhäusern mit Schieferdächern. Das Gemeindezentrum ist knallgelb angestrichen. Am Ortsrand steht das alte Schulgebäude, das immer noch so heißt, obwohl seine letzten Schüler es vor vierzig Jahren verlassen haben. Die meisten Inselhäuser drängen sich im Tal zusammen, wo sie von Hügeln

umgeben und windgeschützt sind. Mein Großvater hätte auch hier bauen sollen, aber er zog die Abgeschlossenheit vor. Wir gehen um den Gweal Hill herum, wo uns auf der anderen Seite ein tobendes Meer begrüßt; hier besitzen die Wellen genug Kraft, um Felsbrocken herumzuschleudern, als wären es Murmeln. Das Haus, in dem ich aufgewachsen bin, steht in der Hell Bay. Es ist ein einfacher Steinkasten mit durchhängendem Dach, dessen Fenster mit einem Salzfilm überzogen sind. Das einzige andere von dort aus sichtbare Gebäude ist das Inselhotel. Es liegt zehn Gehminuten entfernt, und seine weiße Silhouette erinnert aus der Ferne an aufgereihte Zuckerwürfel. Ich bin dankbar, als Ray mir meine Tasche vor die Füße stellt und sich weigert, mit ins Haus zu kommen.

»Maggie hat drinnen saubergemacht und dir was zu essen in den Kühlschrank gelegt«, murmelt er. »Ich geh dann besser wieder an die Arbeit. Komm in der Werft vorbei, wann immer du willst.«

Die Tür ist nicht abgeschlossen, obwohl mein letzter Besuch anlässlich der Beerdigung meiner Mutter sechs Monate zurückliegt. Damals habe ich nur ein paar Nächte hier verbracht. Das Haus ist ziemlich marode. Im Flur riecht es nach Schimmel, und in dem kalten Licht, das durch die Tür hereinfällt, tanzen Staubpartikel. Die Küchenschränke sind mit Cornflakes- und Reis-Packungen vollgestopft, als hätte meine Patentante Angst, dass ich ohne ihre Unterstützung verhungere. Nachdem ich Futter für den Hund in einen Napf gelöffelt habe, lege ich mich auf die Couch, über die eine grobe Wolldecke

gebreitet ist. Die lange Reise hat mich völlig geschafft, aber hier Schlaf zu finden ist unmöglich. Dazu tropft der Wasserhahn zu laut, und draußen streiten sich die Sturmschwalben. Wer würde denken, dass ein einstöckiges Haus so viel Vergangenheit in sich birgt? Die Geister kommen, als ich mich an die Spüle stelle. Plötzlich rieche ich den Lavendelduft meiner Mutter, das Salz, das auf der Haut meines Vaters klebte, bis sein Fischerboot auf dem Atlantik kenterte. Heute erscheinen selbst die Lebenden wie Geister. Mein Bruder wohnt dreitausend Kilometer weiter westlich in New York, und dennoch sehe ich ihn vor mir, wie er sich neben mir auf seinem Lieblingsstuhl räkelt. Überall, wo ich hinschaue, erinnert irgendetwas an meine unvollendet gebliebenen Versuche, das Haus für meine Mutter zu modernisieren: neue Fliesen auf dem Küchenboden, die salbeigrüne Farbe, die von den Wänden abblättert. Im Bad sieht es nicht besser aus. Ich habe eine schicke Duschkabine eingebaut, bin aber nie dazu gekommen, auch eine ordentliche Wanne und ein neues Waschbecken zu installieren.

Wenn ich hierbleibe, fällt mir die Decke auf den Kopf, deshalb schnappe ich mir, als der Abend kommt, wieder meine Jacke. Ich will mich hinausschleichen, ohne dass der Hund aufwacht, aber er schlüpft, entschlossen, sich nicht abhängen zu lassen, mit durch den Türspalt.

»Ich latsche dir bestimmt auf die Pfoten«, warne ich ihn.

Er trabt mit der Sicherheit eines Einheimischen den Weg entlang und verschwindet. Ich bleibe auf der Veranda stehen,

Küste auf, und die Braiden Steps führen wie eine für Riesen erbaute Treppe ins Meer hinein.

Cardew steuert zwischen Felspfeilern auf den nördlichsten Punkt Trescos zu. Als wir aufs offene Wasser kommen und nicht mehr vor dem Atlantikwind geschützt sind, prügeln die Wellen regelrecht auf das Boot ein. Ein paar hundert Meter entfernt erhebt sich Kettle Island aus dem Wasser. Die Insel hat ihren Namen – Kessel – von den heftigen Strömungen, die das Meer um sie herum aufwühlen wie brodelndes Wasser. Ich beobachte einen Schwarm Töpel und Tordalken, die in den Himmel aufsteigen, dann zurückfliegen und sich wieder auf der felsigen Oberfläche niederlassen.

»Da drüben!«, sagt Cardew, als wir uns Piper's Hole nähern.
»Ich fahre so dicht ran, wie ich kann.«

Im Schatten von Tregarthen Hill bewegt sich das Fischerboot vorsichtig auf das Kliff zu. Aus der Ferne ist der Eingang von Piper's Hole nur eine Spalte im Felsen. Wer sich hier nicht auskennt, würde nie darauf kommen, dass die Höhle überhaupt existiert; sie ist nur bei Ebbe zugänglich, wenn man den Hang hinuntersteigen oder mit einem Boot bis ans Ufer fahren kann. Im Augenblick wird sie komplett unter Wasser stehen, und meine Gedanken wandern zurück zu einer Inselbewohnerin, die im letzten Jahr darin durch eine Springflut ums Leben kam.

Ich schaue wieder zum Kliff, sehe jedoch nur Wellen, die sich an den Felsen brechen, und Möwen, die aufgereiht auf einem Vorsprung sitzen. Es vergehen mehrere Minuten, bis ich am Fuß der Felswand etwas Schwarzes entdecke, das mit jeder

Welle hin und her geschaukelt wird. Mir zieht sich bei dem Anblick der Magen zusammen.

»Kannst du mich auf den Felsen absetzen, Denny?«

Cardew wirft mir einen skeptischen Blick zu. »Du wirst springen müssen. Ich laufe auf Grund, wenn ich zu dicht ranfahre.«

»Gut, dass ich lange Beine habe.«

Mit Herzklopfen beobachte ich, wie das Boot auf dem Wasser hin und her schlingert und dem Kliff dabei immer näher kommt. Stelle ich mich ungeschickt an und das Boot wird von der nächsten hohen Welle erfasst, werde ich an den Felsen zerquetscht. Ich passe einen günstigen Moment mit schwächerem Seegang ab, lande hart auf einer Felsnase und klammere mich an deren nasse Oberfläche. Die glatten Sohlen meiner Turnschuhe rutschen über den Algenfilm, als ich über das Granitgestein klettere. Ich gebe Cardew mit hochgerecktem Daumen zu verstehen, dass alles in Ordnung ist, und wende mich dann der zerklüfteten Felswand vor mir zu. An ihrem Fuß treibt ein Mensch auf der Wasseroberfläche. Er trägt eine Taucherausrüstung und ist zu weit weg, als dass ich ihn erreichen könnte. Ich weiß nicht, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt, aber warum er noch auf dem Wasser treibt, ist gut zu erkennen: Die Druckluftflasche auf dem Rücken der Leiche hat sich am Eingang zu Piper's Hole zwischen den Felsen verhakt und hält sie dort fest.

Ich hole mein Handy aus der Hosentasche und rufe Eddie Nickell an. Der junge Constable hört schweigend zu, während

ich ihn anweise, eine Polizeibarkasse von St. Mary's herzuschicken. Sie wird in der Nähe Anker setzen müssen, bis die Flut zurückweicht und die Leiche an Bord gehoben werden kann. Die Brecher, die gegen die Felsen schlagen, sind jetzt höher als zuvor, doch die *Tresco Lass* schaukelt noch immer in zehn Metern Entfernung auf den hohen Wellen. Ich schwenke beide Arme durch die Luft, um Cardew zu bedeuten, dass er wegfahren soll, bevor sein Boot Schaden nimmt, aber er schüttelt energisch den Kopf. Ich muss grinsen. Der Fischer ist ein typischer Insulaner. Er weigert sich, einen gestrandeten Mann allein zurückzulassen, selbst wenn seine Lebensgrundlage dadurch bedroht ist. Wohl wissend, dass eine unbequeme Wartezeit vor mir liegt, wende ich der sprühenden Gischt den Rücken zu. Es kann noch eine ganze Stunde dauern, bis der Wasserstand so weit absinkt, dass ich an die Leiche herankomme. Als ich erneut zu ihr hinschaue, dreht sie sich mit jeder Welle um sich selbst, hilflos wie ein Stück Treibholz.

Sie können den nächsten Roman von Kate Penrose kaum erwarten?

Wir informieren Sie über diese und weitere spannende Neuerscheinungen mit unserem kostenlosen Newsletter.

Hier können Sie sich anmelden:

fischerverlage.de/unterhaltungsnewsletter